

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 5.

Montag, den 6. Oktober.

1924.

### Das Schwert von Thule.

(4. Fortsetzung.)

Roman von Leonine v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Über Beits hageres Gesicht lief eine jähe Röte. Denn so etwas hatte er ja noch nie getan. Es schien ihm sein erwachsener Körper zu unbeholfen dazu, auch hatte er früher nie eine Lust dazu verspürt. Jetzt sah er sich rasch nach der Leiter um, die am Gartenhaus lehnte, und zog sie keuchend heran. Als Heilwig sah, wie er sich mühte, griff sie mit zu und half ihm tragen. Es sah alles so leicht und sicher aus, was sie tat und vornahm, daß es fast wie Neid in seiner Seele aufstieg. Und ehe das bleiche Stadtschreiberlein noch selber wußte, wie ihm geschah, sah es oben im Geäst und schüttelte die Zweige aus Leibeskräften. Und als der Baum keine Früchte mehr hergab, setzte er sich auf die oberste Leiterprosse und ruhte sich tiefatmend aus von der ungewohnten Arbeit.

Heilwig sah lachend mit roten Wangen zu ihm empor.

„Bist du müde, Beit? Aber wir lassen dir nicht lange Ruhe, du sollst noch viele Äste schütteln für uns.“

Elisabeth hatte sich auf einen der Körbe gesetzt und biß in einen rotbäckigen Apfel.

„So sollte die Frau Mutter dich einmal sehen, Beit. Dieweil sie es nicht glauben würde, daß der wohlthätige Ratschreiber in höchstgelegener Person in die Apfelbäume klettert.“

Da runzelte Beit die Stirn und sagte rauh: „Die Mutter wird wohl bald selbst herkommen und mit ihr der Besuch.“

„Was für Besuch?“ fragte Elisabeth neugierig.

„Ist denn der Vetter aus Demmin schon angekommen?“

Beit nickte.

„Ja, als ihr eben fortgegangen wart. Ich hasse ihn.“

Er hieb mit der Hand durch die Luft.

Elisabeth sah erstaunt auf.

„Aber seit wann denn, Beit? Und weshalb? Er hat dir doch nichts zuleide getan?“

Der Bruder antwortete nicht. Wie abwesend sah er über den Garten fort in die weite, sonnendurchzitterte Ferne.

Heilwig war den asterumsäumten, schnurgeraden Weg entlang gegangen, bis an die hohe Steinmauer, die den Garten von den Wiesen trennte. Auf die Erderhöhung stieg sie, die einen weiten Umblid gewährte über das Land ringsum. Beide Ellbogen lehnte sie auf den Mauerrand und stützte den Kopf in die Hände. Über die Wiesen ging der Blick bis dahin, wo ein grauer Nebelstreifen das ferne Meer kündete.

Beit war von seinem Baum herabgestiegen und zu ihr an die Mauer getreten.

„Du schaust wieder zur See herüber, Heilwig. Das ist nimmer gut, weil dann dein Heimweh stärker wird.“

Sie sah ihn freundlich an.

„Ich glaube nicht, Beit. Im Gegenteil, neue Kraft und Stärke hole ich mir von da drüben. Nur wenn ich das Meer nimmer sehen dürfte, würde ich sterben vor Heimweh.“

Er sah an ihr vorüber in die graudunstige Ferne.

„Ich will die Mutter bitten, daß wir heute nachmittag alle miteinander die Warnow herunter und auf die See fahren dürfen. Würde dich das freuen, Heilwig?“

Sie sah ihn glücklich an und griff nach seiner Hand, die neben ihr auf der Mauer lag.

„O, wie sehr, Beit! Tag und Nacht ist es schon mein stiller Wunsch gewesen, seit mir das einsame Rudern verboten ward neulich. Aber nun wollen wir wieder an die Arbeit gehen und schaffen, daß die Frau Mutter nicht schilt.“

Und sie ging vor ihm her den langen, buntgesäumten A sternweg entlang, mit leichtem, frohem Gang. Ganz langsam kam Beit hinterdrein. Er fühlte noch immer den Druck ihrer Hand auf der seinen. Und auf seinen hageren Wangen brannten rote Flecke vor innerer Glut. Er konnte seine Augen nicht losreißen von ihrer hohen Gestalt. Und wie die Herbstsonne goldig in ihren weichen, blonden Haaren lag! Er mußte die Augen schließen, so blendete ihn der Glanz. Da wandte sie sich um.

„Warum so langsam, Beit! Komm eilends! Wir stellen die Leiter jetzt an jenen Birnbaum, und du steigst schnell hinauf und schüttelst.“

Sie waren mitten in der Arbeit, mit roten Wangen und blanken Augen, vom Schattenpiel des Blattwerkes und dem goldenen Herbstsonnengeriesel wechselvoll beschienen — als sich die Gartentür abermals öffnete und Frau Kathrine mit ihrem Keffen Fridolin Lohart hereintrat. Es sah die Ratscherrin sehr stattlich aus in einem rotbraunen Feiertagskleide mit zitronengelben Armelschlingen. Dazu hatte sie ihre beste, schneeweiße Sonntagshaube aufgesetzt, und das große Schlüsselbund am Gürtelgehent klirrte respektvoll.

Ihr Keffe war ein untersehter Mann in mittleren Jahren, fest und breitschultrig gebaut. Sein rundes, freundliches Gesicht war rosig und ohne besonderen Ausdruck. Es kamen die beiden jetzt langsam auf die Früchtelefenden zugeschritten, und man begrüßte einander steif und förmlich, wie es die Sitte der damaligen Zeit gebot.

Heilwig wunderte sich, daß Frau Kathrine heute so besonders freundlich zu ihr war und sie sogar hin und wieder lobte, was noch nie, solange Heilwig sich entsinnen konnte, der Fall gewesen war. Heilwig freute sich darüber. Und diese Freude, zusammen mit der sonnigen, klaren Herbstluft ließ sie rosiger und frischer erscheinen denn je.

Elisabeth war bald blaß und bald rot geworden, als sie den Vetter begrüßte. Heilwig sah es, und es stieg ein leises Mitleid in ihr auf mit der Base. Wußte sie doch, daß Elisabeth den Bruder Fridolins liebte. Die Eltern aber wollten nichts davon hören, da es der jüngste Sohn aus dem Hause Lohart war, der als armer Magister an der Rostocker Universität amtierte und dessen kleines Vermögen im Geschäft des älteren Bru-

ders stat, der es nicht herauszahlen konnte oder wollte. Das hatte Elisabeth der Base alles in einsamen Stunden anvertraut. Und Heilwig wußte, daß die andere nur auf einen günstigen Augenblick des Alleinseins mit dem Vetter harrte, um von diesem Näheres und Neues über den Geliebten zu hören, den sie ja selber jetzt nimmer sehen durfte.

Als es von der gewaltigen Marienkirche Mittag schlug, mahnte die Ratsherrin endlich zum Heimgang. Damit der gestrenge Gatte nicht mit dem Essen auf sie zu warten brauche.

Sie wußte es so einzurichten, daß auf dem Heimweg Fridolin neben Heilwig ging. Im blauen Tuchkleid, das kleine, weiße Häubchen auf den blonden Haaren, die in langen, dicken Zöpfen schwer über den Rücken niederhingen, ein Körbchen Apfel am Arm — so schritt Heilwig schlank und frisch neben dem jungen Luhart, den sie fast um Haupteslänge überragte. Er war eifrig bemüht, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen und erzählte von seiner Vaterstadt Demmin und dem großen Tuchgeschäft der Luharts am Markt. Sie hörte nur halb zu, denn ihre Gedanken waren bei der geplanten Wasserfahrt heute nachmittag, auf die sie sich freute wie ein Kind. Nur von Zeit zu Zeit wandte sie halb den Kopf zu ihm und wunderte sich dann jedesmal über sein rotes Haar und die vielen Sommerprossen auf der kurzen Nase.

Die Ratsherrin war heute sehr leutselig gesimmt und erklärte sich gleich einverstanden mit der beabsichtigten Kahnfahrt der vier jungen Menschenkinder. Und so fuhren sie denn fröhlich zwischen den duftenden, grünen Warnowwiesen den Fluß hinab, der See entgegen.

Heilwig sah am Steuer und sah mit großen, frohen Augen erwartungsvoll in die Ferne. Sie hörte kaum auf das, was die anderen um sie her sprachen und auf ihr Lachen. Bis die Ufer flacher und flacher wurden und statt der grünen Wiesen die weißen Dünen des Strandes auftauchten. Und da lag wie ein glitzernder, goldiger Streifen im funkelnden Sonnenlicht das weite, blaue Meer.

Heilwig war aufgesprungen und hatte die Hand über die Augen gelegt, denn das flimmernde Wasser blendete. Sie schien alles um sich her vergessen zu haben. In kurzen, jähen Stößen ging ihr Herz, und ihre Lippen zitterten.

Wie die weißen Möwen schrien in der Sonne!

Wie es nach Fischen und Seetang roch und getrockneten Reken. Wie die Wellen sich leise rauschend am Strand brachen und dann wieder zurückfluteten — auf und nieder — unermüdet.

Es kam wie ein Schluchzen aus Heilwigs Kehle, und sie breitete weit die Arme aus. Aber dann besann sie sich plötzlich, daß sie nicht allein war, und fragte kurz, mit fremder, harter Stimme, ob sie hier anlegen und am Strande sich ausruhen oder weiter fahren wollten.

Fridolin Luhart war dafür, hierzubleiben und sich ein wenig am Strande und in der Sonne zu lagern und von den mitgenommenen Imbissen der Frau Kathrine zu schmausen. Er fürchtete die offene See, dieweil er das Schwanken des Bootes nicht vertragen konnte und sein Gesicht schon ganz grünweiß vor Schwindel war. Elisabeth bot sich an, bei ihm zu bleiben, denn sie sehnte sich, nun endlich etwas unter vier Augen über seinen Bruder zu erfahren, von dem sie so lange nichts gehört hatte.

Zeit sah Heilwig an.

„Dich brauche ich nicht erst zu fragen, was du möchtest, Heilwig. Denn deine Hände halten schon das Segeltau und das Steuer umklammert, als wollten sie es nimmermehr lassen. So fahre ich noch ein Stückchen mit dir, denn die See ist heute so ruhig und still wie ein Spiegel.“

Da stiegen die beiden anderen an den Strand und warfen sich in den weißen Dünenstrand, indes Heilwig beidrehte und mit dem leichten Landwind hinausschwamm auf die weite, silberne Fläche, so daß die Zurückbleibenden das weiße Segel bald nur noch wie einen lichten Schein in der Ferne sahen. (Fortf. f.)

## Berühmte Scene.

Von Otto Kalenter.

Es ist Abend, und aus den Tälern steigen die Nebel. Die Gipfel der Berge glühen roth. Der Himmel flammt groß und heroisch in einem dunklen Rot. Am Horizont leuchtet das Meer. Die Wälder dampfen blau. Gelbe und braune Tupsen Laubes darin deuten an, daß man sich im Herbst befindet.

Den schmalen, an vielen Stellen kaum erkennbaren Weg kommt ein Mann heraufgegangen. Er bleibt oft stehen, wendet sich zurück, betrachtet, wie weit er gegangen ist. Dann wieder schreitet er aus. Doch immer irgendwie zögernd, irgendwie gebemmt.

Man kann nicht sagen, daß er den Eindruck eines Unbemittelten mache. Er ist einfach gekleidet, dunkel. Und doch ist etwas an dem Anzug, was darauf hinweist, daß der ihn trägt, nur diesen einen hat, eines Sonntagsrodes durchaus ermangelt, und diesen Anzug auch tragen müßte, wenn er zur Kirche geht; aber — und das scheint mir das Selbstsame — nicht nur der weltliche Schnitt, alles an dem Rocke zeigt mit Bestimmtheit an, daß es seinem Träger gar nicht darauf ankommt, die Kirche zu besuchen. Er scheint ein Freigeist zu sein, dieser hohe, magere Mann mit dem weißen Haar und den wachen jungen Augen, in dessen Gesicht ein Widerspruch ist wie in seinem Kleid.

Er bleibt abermals stehen, wendet sich zurück, blickt in das Thal, aus dem der Nebel steigt, betrachtet Berge und Bäume wie einer, der ganz in Erinnerung verunken ist. Man täuscht sich nicht, wenn man aus dem Gebaren des Mannes schließt, daß diese Täler, diese Höhen seine Heimat sind, in die er zurückkehrt, spät, an einem Abend im Herbst. Seine Hautfarbe verrät, daß er zur See fuhr. Daß er kühn war, unbedacht, das Leben eines Abenteurers führte, verrät sein Blick. Aber seine Haltung ist gebrochen. Er ist müde. Er hatte kein Glück. Ob er wohl manchmal auf seinen Fahrten der alten Heimat gedachte? Anfangs vielleicht. Dann aber, über den fremden Städten und Meeren und Abenteuern, über den Zechelagen, Geschäften und Frauen hat er das alles vergessen, die Bäume und Berge, die Täler und Tiere, und ganz zuletzt auch die Menschen.

Und nun ist es, daß von der Höhe herab, wo eine Hütte zu vermuten ist, ein Lied klingt. Ein äußerst einfaches Lied. Auch gar nicht etwa bedeutend gelungen. Von einer dünnen, zitternden Stimme, die offenbar die Stimme einer alten Frau ist. Aber so unvollkommen dieser Gesangs auch erscheinen mag, er ergreift den Einsamen so sehr, daß seine Augen sich mit Tränen füllen. Seine Gestalt sich tief vornüber neigt, und er schließlich auf einen Stein niedersinkt, der von ungefähr am Wege liegt.

Er hat die Stimme erkannt und ist an der bedeutenden Stelle angelangt, wo er aussprechen hat:

Eine, die Treue hielt, und einer, der vergaß. . .

Wird er den Aufstieg wagen? Wird er den leeren Brunst der Städte und Meere, der Zechelagen, Frauen und Geschäfte, den ganzen falschen Zauber seiner Abenteuer hinter sich werfen und zurückkehren zu ihr, die seine Heimat ist, seine Mutter und ewige Geliebte? Wird er zu ihren Füßen ruhen, sterben in ihren Armen?

Noch flammt der Himmel groß und heroisch in einem dunklen Rot. Noch leuchtet am Horizont das Meer. Die Wimper der Sähne winken. Noch stehen Welt und Weite offen.

Wird er heimkehren, der hohe, magere Mann?

## Was is mich das mit dich, mein Kind?

Einer der bestbeten Schauspieler der Berliner Hofbühne in den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts war der Komiker Rütbling. Rütbling betätigte sich nicht nur auf der Bühne als Humorist, sondern auch auf dem Papier. Er hat zahlreiche humoristische Gedichte verfaßt, von denen viele auch heute noch bekannt sind, ohne daß man im allgemeinen weiß, daß Rütbling der Verfasser ist.

In einem dieser Gedichte schildert er eine Mutter, die um den Zustand ihrer in Wirklichkeit verlebten Tochter besorgt ist. Die Frau beginnt ihre Klagen folgendermaßen:

Komm her, mein Kind, leh dich bei mir.

Dix stehn zu sehn, das jammert mir!

Was is mich das mit dich, mein Kind?

Du isst mich nicht, du trinkst mich nicht.

Du stippst mich in den Kaffee nicht.

Du bist mich doch nicht krank, mein Kind?

Drum nimm dich was und stipp dich ein.

Dann wird es bald dich besser sein.

Ich liebe dir, ich liebe dich.

Wie's richtig is, ich weech es nich.

Un's is mich ooch vomade!

Von Rütbling stammen auch die bekannten Verse:

Eines Abends noch sehr spöte

Gingen Wassermus und Kröte

Einen heißen Berg hinan!

Rütbling ist im August 1849, also vor 75 Jahren, gestorben. Wenn es heute auch niemanden mehr gibt, der Rütbling als Schauspieler gesehen, als humoristischer Dichter wird der Künstler noch lange Zeit fortleben. Mi.

# Der Amerikaner.

Von Runi Tremel-Sagert.

Zu der Zeit, als er nach Amerika ging, verschönte kummervolle Väter ihre misratenen oder entleerten Söhne übers große Wasser. Bei ihm lag kein zwingender Grund vor, und es war doch ein Zwang, der ihn trieb, ein innerlicher Drang nach Freiheit, nach Erlebnissen, nach den Schicksalen der großen Landstränge.

Seine Mutter, deren Einziger er war, weinte sich schier die Augen aus, aber der Drang in ihm war stärker als alle Liebe und alles Mitleid zur Mutter, er riss ihn los und zog ihn in die Weite. Siebzehn Jahre war er, als zum erstenmal das große Schiff unter ihm schaukelte — als es seine Mutter erfuhr, war er schon weit, weit vom Strande seines Vaterlandes.

Am dem Morgen, an dem sie den Brief erhielt, erlachte sie der Zorn. Sie verbrannte alle die Bekehrungs-Bestehen, die in den letzten Jahren seine Lektüre gewesen waren, und es war, als ob die um die grellbunten, schlechtgezeichneten Bilder lebenden Flammen ihre Mutterliebe mitverbrannten.

Als aber dann nach vielen Monaten der zweite Brief kam, in dem einer, dem es gut ging in der neuen Welt, seine Mutter herzlich bat, ihm wieder gut zu sein, da trieb die Liebe einer Mutter reinere Blüten als zuvor, denn eben diese Liebe las von einem bitteren Heimweh zwischen jeder Zeile. Darum hat sie sich hingelegt, die Nadelbrille hergelücht und hat ihm geantwortet, ganz so, wie eine Mutter nur antworten kann. So ging es durch manches Jahr, und schrieb er auch jedesmal die gleiche Adresse, so mußte die alte Frau immer wieder neue und andere fremd klingende Worte und Namen mit lateinischen Buchstaben auf den Umschlag malen. Aber auf einmal blieben die Mutterbriefe aus Deutschland aus, keiner mehr suchte und fand den Weg über das große Wasser.

Die „Tante Marie“ ließ ihre Schwester beerdigen, den Brief aber, der gerade in dieser Zeit wieder einmal aus fremden Ländern kam, steckte sie uneröffnet in den Ofen, für sie war der Luftzug nicht mehr auf der Welt. Von Amerika überhaupt hatte sie die denkbar schlechteste Meinung. Wenn ihr einer vom Land der unbegrenzten Möglichkeiten erzählt hätte und von seiner rasenden Entwicklung, sie hätte den Kopf geschüttelt und sich jedes Weiterreden, jeden Versuch einer Beeinflussung energisch verheißt. Für sie war Amerika — mit welchem Namen sie überhaupt alles Ausland meinte — das Land der Wilden, der wilden Menschen, der wilden Tiere, des unwegsamen Urwalds.

Als junges Mädchen hatte sie einmal eine Geschichte gelesen, eine Urwaldgeschichte, und wie es darin beschrieben stand, so sah sie Amerika.

„Tante Marie“ war Witwe, hatte ein nettes kleines Haus inmitten eines großen Gartens, ein Kartoffelfeld dahinter und nebenbei eine wenn auch kleine Pension. Sie hatte durch dies alles ein sorgenfreies Leben, und da sie sehr einfach und anspruchslos lebte, blieb sogar etwas übrig und von dem übrigen fiel hier und da für ihre Schwester etwas ab, die es sehr brauchen konnte. Da sie es aber stets mit endlosen Ermahnungen zu der Erziehung des in ihren Augen total verzogenen Felix aab, so war sie dem Jungen nie eine liebe, sondern zuerst eine gefürchtete und später eine gehasste Tante. Die Abneigung, die gegenseitig war, lag aber tiefer, sie lag in der entgegengesetzten Veranlagung der beiden Blutsverwandten, denn die Tante Marie war eine praktische Natur, der Junge aber war ein Phantast.

Niemals ließ sie ihn durch die Briefe der Mutter arüßen und niemals schrieb er ihr einen Gruß. Und dann kam doch ein Brief von der Tante, den hatte aber nicht sie, sondern ihr Nachbarknecht adressiert und in dem Brief wurde der Felix Böhlmann aufgefordert, als nächster gefesselter Erbe die Hinterlassenschaft seiner Tante, Marie Höpfmaier, anzutreten.

Ein paar Monate später ging ein härtiger, breitkültiger Mann mit nach Ansicht der Leute, viel zu langen Haaren durchs Städtchen, sah an den Häusern und am alten Kirchturm hinauf wie ein Fremder und aucte dann doch wieder die Leute an, wie einer, der fragen wollte: „Zu welcher Familie gehört denn ihr?“ Dann ging er endlich auf das kleine Haus zu, sperrte auf und trat ein.

Da mußten sie es alle — „Das ist er — der Amerikaner“. Und sie standen neugierig hinter den Blumenstöden, sahen ihm nach und dann warteten sie, daß er zu ihnen käme. Aber er kam nicht.

Am anderen Morgen, in der blähesten Frühe, stand er im Garten, hemdärmelig, mit eingeschlagener Hemdbrust und sties den Spaten in die Erde, und so ging es nun Tag um Tag mit Amaranthen, Säen, Pflanzens und Gießen.

Das war die einmal ein komischer Amerikaner, so einen hatte man ja seiner Lebtag nicht kennen gelernt. Schon daß er mit einem Bündelchen ankam, statt mit den richtigen großen amerikanischen Koffern aus gelbem Leder mit Messinabschlägen. Und nun ging er gar her und ting im Garten zu arbeiten an, als hätte er nie etwas anderes gemacht, und als wollte er nie mehr etwas anderes machen. Das sah ja ganz nach Dableiben aus und — ganz wie Habernichts und Binznichtsgewonnen. Und unheimlich sah er auch aus. „Wie ein Räuber“, sagte einer und schüttelte sich und die andern sagten's nach. Und er sah auch wild aus mit seinen tiefdunklen, stark beschatteten Augen und dem härtigen Gesicht.

Gar zu gern hätten sie von ihm gewußt, alles, aber er gab keine geschickte Antwort, weshalb nur so ein paar Broden daher, aus denen man sich nichts zusammenlesen konnte und

die Klagen gerade, als habe er zwanzig Jahre kein deutsches Wort mehr gesprochen und habe deshalb das meiste vergessen. Und als ihn endlich einer so lang quälte, bis er etwas sagen mußte und er unmöglich mehr auckonte, da weichte er nur heraus, daß die Menschen überall gleich seien, und daß man in Amerika keinen Kobl nicht anders baue wie daheim, und daß die Welt ein kleines Ding sei.

Daraus schlossen alle, daß der Amerikaner drüben bei seinen Indianern schlechte Erfahrungen gemacht, und daß er nichts vor sich gebracht habe auf der anderen Seite der Welt. Aber das war furchtbar nüchtern und eines Amerikaners unwürdig, den man sich nur mit großen Geldbäuden, eventuell auch mit großen Sprüchen und Erlebnissen vorstellen konnte. Ob es nun von ihm selbst war, ob es die Phantasie eines anderen geboren hatte, man erzählte es sich schon nach ein paar Tagen, er habe drüben im Urwald eine reiche Farm gehabt und Frau und Kinder, da seien die Wilden darüber hergefallen, hätten Frau und Kinder niedergemetzelt, das Haus angezündet und nur er konnte sein nacktes Leben durch die Flucht retten.

Das war doch eine Sache — nun konnte man verstehen, daß ihm das Erbteil seiner Tante gerade recht gekommen war und daß er nun im lieben Vaterlande bleiben wolle. Das ließ sich eher hören, das baute eine Brücke, auf der man ihm nahe kam. Eigentlich war er ein reizbarer Mann mit seinen schwarzen Augen, dem Bart und der breiten Brust. Nur die Haare trug er zu lang und Sonntags zog er seinen Kragen an, aber eine richtige Frau konnte dem abhelfen. Und da hatten sie auch schon eine für ihn. Die Weilinger-Margret, schon ein wenig überständig — aber erstens „bei Kasse“ und zweitens tüchtig und bray. Ihre Stuben waren so blank und rein, daß man vom Fußboden hätte essen können und ihr Leben stand wie ein unbeschlagenes Fensterglas vor aller Augen. Die Margret paste, die würde aus dem Amerikaner einen brauchbaren Menschen machen.

Es fand sich auch einer, der dem Amerikaner die Sache beibrachte. Der schwitzte zwar dabei, als er sich seines Auftrages entledigte, aber der Amerikaner aucte ihn so sonderbar an, daß er am Ende nicht klar darüber wurde, wollte er ihn im ersten Augenblick hinauswerfen oder wollte er ihn umarmen. Da aber der Amerikaner zu dem Boten gar nichts sagte und ihn nach ein paar indianischen Brummern entließ, so nahm man an, er wolle sich die Sache erst richtig durch den Kopf gehen lassen und damit hatte man ja auch vollkommen recht. Am anderen Tag aber, als er wie allmorgendlich seine jungen Pflanzen gab, kam es ihm vor, als dente er überhaupt nicht mehr daran, denn er warf nicht einen Blick auf die Nachbarknecht, hinter deren Fenster bekorate Augen sein Tun beobachteten. Und doch sahen sie schlecht, diese Augen, denn sie sahen nicht, daß der Amerikaner in Gedanken lowel Wasser an die Pflänzchen gab, daß sich die kaum festgesetzten Wurzeln herauspülten und die Pflänzchen umfielen.

Sie sagten's untereinander, es ist ihm alles gleich und er tut ganz, als hätten wir nicht gesagt: „Komm zu uns, bleib bei uns, wir nehmen dich an.“ Es geht nämlich nicht, daß einer abseits lebt, ohne die anderen, die um ihn herum ein Ganzes sind.

Aber der Amerikaner spürte das doch, mehr als die Nachbarn — und anders als sie.

In ihrer sauberen Stube stand an diesem Morgen die Weilinger-Margret und ihr Herz, das durch Jahre so rubig und unbewegt ging wie ihr ganzes Leben, schlug heftig und ungleichmäßig. Wie sie nun den großen Schlafkorb aufmachte, in dem ihre an den Bruchanten schon angegebte Ausstattung lag, jedes Dukend mit einem rola Bänden gebündelt, da kam es über sie wie heiße Wellen. So viele gute Gedanken haben einst ihre Hände hier mit eingenäht und nun sollte es der Böhlmann-Felix sein, der Amerikaner. Sie sah ihn vor sich, härtig, dunkel, fremdartig mit seinem weiten Blick und dem über der Brust offenstehenden Hemd.

Da ließ ein neuer Schauer über sie hin und sie dachte, er ist wie ein Dämon, unheimlich, fremd, eigenartig, stark, und ihr schon halb eingeschlafenes Blut rauschte sah auf nach ihrem Herzen.

Dann sah sie sich in dem kleinen Haus. Im Garten blühten Malven und Astern und das Haus war blank vom Grund bis zum Giebel. Wenn aber die Sonntagsaloden läuteten, dann ging sie in ihrem grauen, enganliegenden Tuchkleid zur Kirche. Und neben ihr ging er, die Haare geschneitten, in einem dunklen, glänzenden Anzug und einem weißen Linnetragen. Auf seiner dunklen Weste aber flüßerte die massiv goldene Kette von ihrem Vater selia, die sie leit dessen Tod in ihrem eigenen schmucklosen bewährte, denn die würde sie ihm samt der Uhr als Hochzeitsgabe schenken.

Was er wohl eben tat? Sah er im Dämmer des Tages in seiner Stube wie sie, und sah verwundert in das Glück, das ihm da entgegenschau, der Tunichtgut, der Springinsfeld, Draußen hatte er's gesucht, der Treulose, und nun gab es ihm die Heimat.

Und wirklich sah der Amerikaner in seiner Stube, die glimmende Pfeife zwischen den gelblichen, leiten Zähnen.

Wie im Kino sagten sich die Bilder vor seinem inneren Auge. Er sah sich als Junge, mit heißen Baden die bunt behilderten Heftchen der Schundliteratur lesend, sah seine Mutter — Tante Marie; dann kam Hamburg, die große, große Stadt, die dem dummen, dahongelaufenen Jungen endlos schien. Dann die Schiffe — kein Schiff. Das Meer — weit, endlos, und dann doch das fremde Land. Er sah große Städte — in denen er nicht weilen mochte, bis er in die düsteren herrlichen Wälder kam.

Er sah die unendlichen, unbeeugten Weiden, sah sich selbst auf stinkendem Berde, der Lühnen einer. Im Erinnern verlassenen kummervolle und einsame Stunden, die bitteren Enttäuschungen der Fremde. Schön war die Welt, weit und groß, und herrlich war die Freiheit. Das reißt ihm die Arme, das weitet ihm die mächtige Brust, und dann setzt er sich hin und schreibt.

Wie am anderen Morgen die Nachbarn über den Zaun guckten, da war kein Amerikaner im Garten und die Hausfrau war zu. Dem Notar aber brachte am gleichen Tage der Postbote einen Brief, er solle Haus und Garten, alles verkaufen; zwecks Zulassung der Kaufsumme würde ihm nähere Adresse mitgeteilt, und der Brief, der im denkbar schlechtesten Deutsch geschrieben war, war mit Felix Böhlmann unterzeichnet. Das Häuschen mit Garten wurde verkauft und Margaret Meilinger hieß die neue Besitzerin.

Blühblanz liegt es nun in der Sonne. Weiße Vorhänge flähen in den weit offenen Fenstern, weißgelbst sind die Wände, Astern und Malven blühen leuchtend und bunt im Garten. Unter der grüngezeichneten Haustüre sitzt ein weiß-schwarz geflecktes Kästchen und pukt sich.

Die Margaret kommt mit der Gießkanne um die Ecke und lächelt weh. Sie glaubt es nicht mehr so fest, daß das Kusens des Kästchens einen lieben Besuch bedeutet, und ihr Herz beginnt zu erkennen, daß Zugvögel nichts festhalten kann, nicht Geld und Gut, nicht Bequemlichkeit und Wohlbehagen und nicht — die Liebe.

## Welt und Wissen

\* **Vom Umgang wilder und zahmer Tiere.** Die Frage, wie sich wilde und gezähmte Tiere im Umgang zueinander verhalten, ist bisher von der Zoologie noch wenig behandelt worden. Die Beobachter haben selten das Glück, Begegnungen zwischen wilden und gezähmten Tieren in der freien Natur zu beobachten. Einige solcher Erlebnisse, die recht interessante Rückschlüsse zulassen, stellt Hermann Badesod in „Reclams Unterwelt“ zusammen. So erzählt der tapere Verteidiger Deutsch-Guineas im Weltkrieg, Hauptmann Dekner, von einem gefangenen Papagei und einem weißen Katadu, namens „Strid“, die er bei seinen Streifereien im Buschwald häufig mitnahm. Die zahmen Vögel scheuten sich vor dem Zusammenreffen mit ihren wilden Artgenossen. Einmal kamen 10 bis 12 Wild-Katadus mit lautem Geschrei auf „Strid“ zugeflogen, der mit seinen Sprachentwürfen loslegte. Dies mißfiel den Neuankömmlingen sehr, und mit drohendem Geräusch rüdten sie dem zahmen Katadu immer näher, griffen ihn an und hätten ihn gewiß getötet, wenn ihm nicht Dekner mit einem Säredschuh zu Hilfe gekommen wäre. Ein anderer guter Beobachter, Hans Besser, der 14 Jahre in Deutsch-Ostafrika war und im Weltkrieg den Heldentod fand, berichtet über das Zusammenreffen von Zebra, Schakal, Wildhund und Affen mit gezähmten Verwandten. Ein von ihm gefangenes Zebra beachtete einen sutraulichen Maskateel im Kran überhaupt nicht; später aber wurde es so zahm, daß es dem Esel im Freien auf Schritt und Tritt folgte, selbst ruhig an Herden von wilden Zebras vorbei, die es lebhaft anwieferten. Jungaufgezogene Schakale vertrugen sich gut mit zahmen Hunden und Dunsaffen, lebten aber nie wieder zu ihren früheren wilden Genossen zurück, sondern fuhren wütend auf sie los und schlugen sie in die Flucht. Die zahmen Hunde wurden von den Wildhunden sehr feindselig behandelt und verfolgt. Von einem gezähmten Dunsaffen namens „Maru“ erzählt Besser: Als „Maru“ noch nicht lange in meinem Besitz war, begegnete mir einer Herde wilder Dunsaffen. Ich fürchtete, daß er sich ihnen anschließen würde, da er mit meinen Dognen den Affen nachsah. Rascher, als er wegelaufen war, kam er mit allen Anzeichen der Furcht auf mich zugeflogen und umflammerte meinen Hals so fest, daß ich Atembeschwerden bekam. Seine Kameraden mußten ihn wohl feindselig behandelt haben und ihm vielleicht in der Affensprache für seine Abzünigkeit eine schlimme Drohung zugerufen haben. Fernerhin ging er wilden Dunsaffen anständig aus dem Wege. — Vieles feindselige Verhalten wilder und gezähmter Tiere zueinander läßt sich daraus erklären, daß die wilden Tiere, die ihre Artgenossen bis in alle Einzelheiten genau kennen, schon durch kleinste Abweichungen, wie sie im gezähmten Zustand leicht entstehen, abgeschreckt und mißtraulich gemacht werden. Das gezähmte Tier merkt sofort bei der ersten Begegnung, daß es den wilden Verwandten Abneigung einflößt und flieht entsetzt. Näher tritt aber ein Wildling dem zahmen Tier in der Nähe seiner Behausung, so wittert das gezähmte sofort einen Angriff auf sein Besitztum; es glaubt sich durch den Neuankömmling in seinen Rechten bedroht. Das zeigt sich z. B. bei den wilden Hunden in Arabien, die dem Zeltlager der Beduinen meilenweit folgen. Jeder Hund ist insofern gezähmt, daß er die Rüdenabfälle eines bestimmten Bettes für sich beansprucht, und er verteidigt dieses Besitztum gegen jeden anderen Hund. Das zahme Tier sieht in seinem Herrn den Spender des Futters und will daher nicht dulden, daß ein anderes Tier ihm diesen Nahrungsgeber absperrt. Deshalb begegnet es dem wilden Tier, in dem es einen Nebenbuhler wittert, mit Feindseligkeit.

## Frauen-Zeitung

**Bereidung der Handarbeit.** Zu Beginn ihres Jubiläums-Jahrganges bringt die von Hofrat Dr. Alexander Koch-Darmstadt herausgegebene, in allen Kreisen kunstliebender Frauen so hoch geschätzte Kunst-Zeitschrift „Stidereien und Spiken“ ein überaus schönes und vielseitiges, reichillustriertes Oktober-Eröffnungs-Fest heraus. Wenn heute die Frauen-Handarbeit in Mitteleuropa wieder ein hohes künstlerisches Niveau erreicht, wenn die Freude am Besten und an der Herstellung hochwertiger Spiken und Stidereien sich stark ausgebreitet hat, so darf die Rundschau „Stidereien und Spiken“ infolge ihrer unablässigen und unermüdbaren Werbe-Arbeit einen großen Teil des Verdienstes um diesen Aufschwung für sich in Anspruch nehmen. Durch Treue der Arbeit“, bemerkt der Herausgeber in der Einführung des Festes, „und durch Hochhaltung des höchsten Qualitäts-Anspruches dienen wir jenem höchsten Zwecke am besten, der uns allen vor Augen stehen muß: der Gesamtkultur des Volkes und insbesondere der Kultur des schönen, künstlerisch gestalteten Heims, an der auch unsere neu belebte Stiderei- und Spikenkunst ihren großen Anteil hat.“ Eine kurze Aufzählung alles dessen, was hier in muster-gültigen, großen Abbildungen, farbigen und Sedation-beilagen sowie anregenden Textbeiträgen geboten wird, mag erklären, warum diese Zeitschrift in der Frauenwelt so überaus beliebt ist. Da sind vornehme, neuzeitliche Kissen in Woll- und Seidenstiderei von Cläre Müller und Maria Ridert. Entzückende Weißstidereien, Spibenvorhänge, Spibendecken, Seidenstores, Toiletten-Tisch-Garnituren, Polster usw. von Marianne Theiner. Überaus feine Tüllstidereien von Tilly Lorch und Dag. Beche f. Disziplinierete, rhythmisch vorbildlich gegliederte neue Durabruch-Decken und Spiken von Fini Starica. Ein Teelisch und eine Sportjacke von Christa Ehrlich. Ein Morgenkleid, ein Kinderkleid; reizvolle Motive für Ausschmitt-Stiderei und eine lustige Decke von Maria Krauß, elegante Kreuzstichborten von B. S. Hübner und vieles andere. Dazu viele Muster in natürlicher Größe. Aus den geistvollen und lehrreichen Klauereien hervorragender Mitarbeiter seien erwähnt: „Tätige Lebendigkeit“, „Reiz der Handarbeit“, Die Freundin, die Nadel“, „Ornament und Technik“, „Vom Sinn des Entwurfs“, „Kurze und lange Stiche“, „Bibliophilie der Kleidung“, „Schaffende Frauen“, „Stiderei und Weberei“, „Nadelstiche“, „Ein kleines Künstlerheim“, „Durchbruchsarbeiten“, „Handborten“, „Mode und Zeitegeschmack“, und viele vortreffliche, sachlich interessierende Mitteilungen. In einem Essay: „Ruhe, Reife, Güte“ heißt es da: „Frauenarbeit soll Frauen-Arbeit sein. Das heißt: zu ihrem Begriff gehört nicht nur, daß sie von Frauenhänden erstellt ist, sondern vor allem, daß aus ihr jenes Schöne, Ewige und Große spricht, das das geistig-seelische Wesen der edlen Frau ausmacht. Die Ruhe, die Reife, die Güte, das Allwärmende und Allnährende ist die Eigenschaft fraulicher Kunst.“

## Technik u. Wirtschaft

**Die Entstehung der Kohle.** Ein naturgeschichtliches Problem, über das man sich lange vergeblich den Kopf zerbrochen hat, ist von den beiden deutschen Chemikern Franz Fischer und Hans Schrader gelöst worden: die Erklärung der Entstehung der Kohle, die ja heute unsere wichtigste Kraftquelle darstellt. Die beiden Gelehrten haben durch ihre Untersuchungen am Kaiser-Wilhelms-Institut für Kohlenforschung in Mülheim a. d. Ruhr Licht in das Dunkel der chemischen Zusammensetzung der Kohle gebracht. Die Fragen nach den Grundstoffen der Kohle, nach dem Wege, auf dem sie sich aus den Grundstoffen bildet, und nach ihren heutigen chemischen Verbindungen sind damit beantwortet. Wie Rudolf Hundt in einem Bericht über diese wichtigen Feststellungen in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ ausführt, sind unsere Kohlen, zu denen der Torf u. in langen Zeiträumen aus abgestorbener Pflanzen-substanz entstanden. Bisher glaubte man, die Zellulose sei hauptsächlich an der Entstehung der Kohlen beteiligt; aber es hat sich gezeigt, daß das Lignin noch vor der Zellulose als wichtigster Baustein unserer Kohlen auftrat. Wenn Pflanzenreste verrotten, dann verändert sich die Zellulose unter Einwirkung von Bakterien, verschwindet sogar und geht in Kohlenläure, Methan, Wasser, Ameisensäure, Essigsäure und Milchsäure über, die zum Teil vom Grundwasser weggeführt werden. Auf Kosten der immer mehr verschwindenden Zellulose tritt eine Anreicherung an Lignin ein; die sich durch den zunehmenden Gehalt an Methoxyl nachweisen läßt. Aus neutralem Lignin wird zuletzt Huminsäure, und wenn diese Huminsäure ihre Moleküle vergrößert oder durch Oxidation Wasser verliert, dann entsteht Humin. Gewöhnliche Temperatur kann aus dem Humin Wasser und Kohlen-säure abspalten, auch Methan auscheiden. Durch den Vor-gang der sog. Inkohlung wird auf diese Weise Braunkohle und Steinkohle erzeugt. Kohlen verschiedener Zusammen-setzung entstehen natürlich dann, wenn die Ausgangsstoffe für die Kohlenbildung nicht Holzsubstanzen sind. Je mehr Zellulose verschwinden kann, desto mehr reichert sich das Bitumen.